

## DAS WAR MEINE RETTUNG

14.2.2019 N° 8 [ZEITMAGAZIN]

Herr Libeskind, Sie sind nicht nur Architekt, sondern auch ein sehr guter Musiker. Wann haben Sie angefangen mit der Musik?

Ich habe schon mit sechs Jahren begonnen, Akkordeon zu spielen. Als ich zwölf Jahre alt war, sagte mir der Violinist Itzhak Stern: »Du hast alles Erdenkliche aus diesem Musikinstrument ausgereizt, da ist keine Steigerung mehr möglich, du musst Pianist werden.« Ich liebte mein Akkordeon über alles, und auf einmal war mir klar, ich war in einer Sackgasse. So war seine Empfehlung eine ungeheure Enttäuschung für mich.

Haben Sie dann aufgehört mit dem Akkordeon?

Nein, bis ich 17 war, habe ich mit Musikgrößen wie Itzhak Perlman und Wladimir Aschkenasi bei großen Veranstaltungen in New York gespielt. Mir war aber schon klar, dass das, was mir über viele Jahre so wichtig war, sich seinem Ende zuneigte. Also schrieb ich mich an der Cooper Union School of Architecture ein.

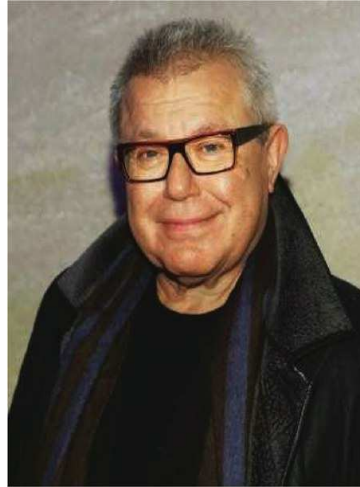
Sie wurden in Polen geboren, wuchsen in New York auf und haben in Mailand und Berlin gelebt. Können Sie mit Nationalismus etwas anfangen?

Gar nichts. Natürlich gibt es Grenzen auf der Landkarte, aber Grenzen sind künstlich. Worum es wirklich geht, sind doch die Menschen. Letztlich dreht sich alles um Kultur, und die kann man auf einer Landkarte nicht erkennen. Vor einigen Wochen habe ich eine Brücke von Görlitz nach Zgorzelec überquert. Weder in Deutschland noch in Polen fühle ich mich als Fremder, ich fühle mich ein bisschen als Bürger beider Welten.

Sie haben überall auf der Welt eindrucksvolle Bauten geschaffen. Bereuen Sie irgend-eines Ihrer Projekte?

Zu bereuen ist nicht Teil meiner Persönlichkeit. Ich bereue selbst dann nicht, wenn Projekte, mit denen ich über Jahre beschäftigt war, dann doch nicht realisiert wurden, wie das Victoria und Albert Museum in London. Es hat auch etwas Positives, Projekte nicht zu Ende brin-

Als der Berliner Senat die Pläne für das Jüdische Museum stoppte, brach für Daniel Libeskind eine Welt zusammen



Daniel Libeskind,

73, wurde in Łódź geboren. 1957 emigrierte seine Familie nach Israel, dann in die USA. Zu seinen bekanntesten Bauten zählen das Imperial War Museum North in Manchester, das Denver Art Museum und das Jüdische Museum in Berlin

gen zu können, sie sind dann Teil deines mentalen Portfolios. Ich glaube, Reue ist kein guter Wegbegleiter. Ich verstehe Leute nicht, die bereuen.

Sie klingen sehr selbstbewusst, sind Sie denn nie in eine große Krise geschlittert?

Doch, absolut. Ich hatte eine tiefe Krise bei der Planung des Erweiterungsbaus des Berliner Museums, damals hieß es noch nicht das Jüdische Museum. Ich war mit meiner Familie nach Berlin gezogen, und es war mein erstes Projekt. Eines Tages traf ich per Zufall einen Freund auf der Straße, der mir erzählte, dass der Berliner Senat soeben dafür gestimmt hatte, das Museum doch nicht zu erweitern. Sie waren nicht gegen meinen Entwurf, wollten aber das Geld lieber für andere Projekte einsetzen.

Wie haben Sie die Krise dann überstanden?

Das verdanke ich meiner Frau Nina. Ich weiß nicht, was ohne ihre Hilfe passiert wäre. Es war eine gewaltige Krise: Es

ging nicht nur um eine Enttäuschung, sondern um mein Leben, das, wofür ich stehe, woran ich glaube, wie ich mir die Welt vorstelle. Nina sagte, vergiss es, und lass mich dir helfen. Und letztlich hat sie das Projekt gerettet. Sie hat die internationale, die nationale und die lokale Presse kontaktiert, und zwei oder drei Monate später gab es eine richtige Debatte über die Bedeutung eines Jüdischen Museums für Deutschland. Dieser positive öffentliche Diskurs war ausschlaggebend dafür, dass schließlich im Bundestag über das Museum abgestimmt wurde und der Berliner Senat damit überstimmt war.

Sind Sie als Jude jemals auf Antisemitismus gestoßen?

Im Juli 1989 wurde von der Jury zum Bau des Jüdischen Museum eine Dokumentation veröffentlicht, in der es um die Ausschreibung ging und begründet wurde, warum mein Wettbewerbsentwurf gewählt wurde. Als ich mein Exemplar bekam, sah ich, dass mein Name mit einem Kreuz versehen war, so als wäre ich verstorben. Ich blätterte alle Seiten um, und jedes Mal war neben meinem Namen ein Kreuz. Und dabei möchte ich auf keinen Fall mit einem christlichen Kreuz begraben werden! Ich rief also den Senat an. Alle 3000 Kopien wurden aus dem Verkehr gezogen und neue Exemplare gedruckt.

Konnte man herausfinden, wie das passiert war?

Beim Senat vermuteten sie, dass jemand in der Druckerei sich die Mühe gemacht hatte, jeder Erwähnung meines Namens ein Kreuz hinzuzufügen. Und glauben Sie mir, mein Name wurde oft erwähnt, es muss also ein ziemlich großer Aufwand gewesen sein. Heute kann ich darüber lachen. Damals konnte ich es nicht. ♦

Das Gespräch führte der Psychologe Louis Lewitan. Er gehört neben der Fotografin Herlinde Koelbl, Evelyn Finger, Anna Kemper, Ijoma Mangold, Christine Meffert und Khuê Phạm zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe

Foto: Brent N. Clarke / dpa Picture-Alliance

Im nächsten Heft

Puschen, Latschen oder Pantoffeln? Die Deutschlandkarte weiß, wie Hausschuhe in den verschiedenen Regionen genannt werden. Und der Schauspieler Matthias Matschke begegnet im Traum seiner Kanzlerin